

7. Sekundärliteratur

Das Alumnat : eine pädagogische Zeitschrift 1 (1912), S. 119-135, 211-220, 237-250, 307-319

2(1913), S. 360-375, 414-425, 451-457

Alumnats-Erinnerungen. Von einem alten Lateiner.

Horn, Ewald

Berlin, 1912-1913

II. Alumnatserinnerungen. (Fortsetzung 2.)

Nutzungsbedingungen

Die Digitalisate des Francke-Portals sind urheberrechtlich geschützt. Sie dürfen für wissenschaftliche und private Zwecke heruntergeladen und ausgedruckt werden. Vorhandene Herkunftsbezeichnungen dürfen dabei nicht entfernt werden.

Eine kommerzielle oder institutionelle Nutzung oder Veröffentlichung dieser Inhalte ist ohne vorheriges schriftliches Einverständnis des Studienzentrums August Hermann Francke der Franckeschen Stiftungen nicht gestattet, das ggf. auf weitere Institutionen als Rechteinhaber verweist. Für die Veröffentlichung der Digitalisate können gemäß der Gebührenordnung der Franckeschen Stiftungen Entgelte erhoben werden.

Zur Erteilung einer Veröffentlichungsgenehmigung wenden Sie sich bitte an die Leiterin des Studienzentrums, Frau Dr. Britta Klosterberg, Franckeplatz 1, Haus 22-24, 06110 Halle (studienzentrum@francke-halle.de)

Terms of use

All digital documents of the Francke-Portal are protected by copyright. They may be downloaded and printed only for non-commercial educational, research and private purposes. Attached provenance marks may not be removed.

Commercial or institutional use or publication of these digital documents in printed or digital form is not allowed without obtaining prior written permission by the Study Center August Hermann Francke of the Francke Foundations which can refer to other institutions as right holders. If digital documents are published, the Study Center is entitled to charge a fee in accordance with the scale of charges of the Francke Foundations.

For reproduction requests and permissions, please contact the head of the Study Center, Frau Dr. Britta Klosterberg, Franckeplatz 1, Haus 22-24, 06110 Halle (studienzentrum@francke-halle.de)

II. Alumnatserinnerungen.

(Fortsetzung 2.)

Von einem alten Lateiner.

Mit der Versetzung nach Tertia gelangten wir aus dem Stande der Unfreiheit, des Sich-trollen-müssens in den Stand der Befreiung, des Sich-Trollens. Frei von der Pudelei, weder Diener noch Herr, verfiel man in den Zustand der Passivität, der Beobachtung, des Sich-gehen-lassens, der Selbstentwicklung. Dieser Gemütslage war die Sie-Anrede angepaßt, sie isolierte diese Entwicklungsstufe, schied sie von der Knabenzeit ab und distanzierte sie von den Oberen, denen man bisher unterworfen gewesen, an deren Gralsheil man aber noch nicht heranreichte. Diese seltsame Periode der Pubertät, der Umwandlung von Körper und Geist, in der so viel erlebt wird, wo alte Gesetzestafeln zerbrochen werden und das Ich sich neu herstellt — Nietzsche ist wohl nie aus der Pubertät herausgekommen —, die Zeit der Gemütsbewegungen, der Unbestimmtheit, der Schwärmerei ist zugleich die Periode, wo aus Spielgefährten Freunde werden, d. h. wo die Freundschaft nicht mehr bloß kameradschaftliche Gewöhnung bleibt, sondern Bedürfnis wird. Es liegt in der Natur der Sache, daß dabei ein Tasten und Suchen, ein Sichfinden und Wiederverlieren, kurz ein Wechseln der Freundschaften statthat, ein gegenseitiges Ausprobieren, ob man zueinander stimmt. Was diese wechselreiche Periode übersteht, das erst dauert dann auch fürs Leben. Der erziehlche Einfluß des Verkehrs hat jetzt eine andere Nüance gewonnen. Auf der vorigen Stufe der Entwicklung, in der Pudelzeit, wirkte er mehr mechanisch, herdenmäßig, es war ein ständiges Durcheinandergewürfeltwerden, ein zufälliges Sichgesellen gleicher Brüder mit gleichen Kappen unter gleichem Zwange, die Individualität war noch ohne Persönlichkeitsgefühl. Jetzt sonderte das Sie ab aus der Masse, und das Du gewann eine andere Bedeutung. Die geistige Seite des Verkehrs, Gefühl und Wille bekamen die Oberhand, moralische und intellektuelle Einwirkung machte sich geltend, Führung und auch Verführung. Der stärkere Wille, der schärfere Verstand suchte den nachgiebigen Freund als Objekt der Betätigung, und der schwächere kam ihm entgegen. Sympathien und Antipathien schieden die Masse in Gruppen. Den Individualitäten war das Feld freigegeben, sich zur Persönlichkeit zu entwickeln. Überwog nun der Einfluß der Guten oder der Bösen? Wer ist gut? wer ist böse? Einen Maßstab dafür bildete im Dasein der Schüler ihr Verhalten zum derweiligen Lebenszwecke, und dieser war Erfüllung der Schulaufgaben und Befolgung der Alumnatgesetze. In jenem Streben fanden sich die Klassenburschen zusammen, wenigstens diejenigen, die das Ziel der Prima vor Augen hatten. Es gab einzelne, die auf das Dic cur hic keine Antwort geben mochten, sich aber das Horazische Carpe diem, postero quam minime credas wohlgefallen ließen; sie liefen so mit, der Not gehorchend, nicht dem eigenen Triebe, und wurden daher auch nicht recht für voll angesehen. Doch kam es vor, daß einer sich plötzlich zusammenraffte, aus den letzten Bänken vor-

rückte und die Triarier einholte, die ihn bisher über die Achsel angeschaut hatten. Das war eine freiwillige aemulatio, die aus einem schlechten Schüler einen guten machte. Wie aber stand es mit der Befolgung der Alumnatsgesetze? Der Pudel, im Zustande der Unfreiheit, stand nur mittelbar zu ihnen; ihm war Wort und Beispiel seines Seniors Gesetz. Die Freigelassenen der Tertia nahmen jetzt selbständig Stellung, befolgten und übertraten die Hausordnung auf eigene Verantwortung. Sie unterschieden zwischen necessariis und adiaphoris und ließen ihre Neigung diesen zufließen: es wird so schlimm nicht sein; es wird nicht so heiß gegessen wie gekocht; die Nürnberger henken keinen, sie hätten ihn denn zuvor. In dieser Stimmung befanden sich wohl alle. Sind nun aber einige besonders kühn geartet, großsprecherisch und diktuerisch und „trotzend auf ihres Armes Macht“, so werden sie zu verführenden Führern. So war's denn bei uns, wie's überall und immer sein und bleiben wird, so lange sich nicht die Sitten des Volkes ändern. Der Tertianer muß seinen Glimmstengel rauchen und muß sein Bier trinken, das ist das Zeichen des Emanzipierten, des Freien, des Erwachsenen. Was das Rauchen anlangt, so war es schon, wie erzählt, in der Pudelzeit beim Fidibimachen gelegentlich exerziert worden. Jetzt nahm's der Sie-Tertianer als sein Recht in Anspruch, wenn Senior und Subsenior auf der Stube rauchten. Im Freien bot sich ihm dazu innerhalb der Anstalten keine Gelegenheit, da er noch auf den Feldgarten angewiesen war. Aber an den freien Nachmittagen, wo der Ausgang erlaubt war, da strebte nun alsbald der werdende Mann in die Dorfschänke nach Passendorf oder Döllnitz und forderte mit möglichst tiefgedrücktem Kehlkopf sein „Seidel“ Lagerbier und seine Zigarre. Ich erinnere mich meiner ersten derartigen Ausfahrt, wie ganz unmöglich es mir war, das Getränke zu bezwingen, mit dem andere, auch mein um ein Jahr älterer Bruder schon fertig wurden, und wie übel mir wurde, als ich dazu noch den Tabaksqualm schluckte. Was ist's nur, was die Jugend veranlaßt, solche Pein freiwillig zu suchen? Denn ein Genuß ist von Anfang an wahrlich nicht damit verbunden. Erstens die Nachahmung der Erwachsenen, also das schlechte Beispiel — man will für groß gelten und etwas sein, zweitens der Reiz des Verbotenen. So lange Lehrer und Erzieher sich selber dem hingeben, ist das Verbot ungerechtfertigt. Man verbiete also nicht, sondern erkläre für unanständig und dem Leben in einer höheren Bildungsanstalt widerstreitend. Daß es in der Anstalt selbst keinerlei Alkoholika gab, war weise vorgesehen. Im 2. und 6. Eingang konnte man zur Sommerszeit außer Gebäck und Kaffee nur ein unschädliches Braunbier, sog. „Hausmuff“ erhalten, das mit Zucker versüßt wurde. Wenn ich also an das Aufnahmegelübde erinnere: fromm, fleißig und gehorsam zu sein, so ist bezüglich des Gehorsams so viel zu sagen, daß es unter den Schülern weder für rühmlich galt, die Hausgesetze strikte zu befolgen, noch für schändlich, sie in einigen Beziehungen gewohnheitsmäßig zu übertreten. Jenes kostete zufolge der Bewahrung, wie sie uns das sichere Dach der Franckeschen Stiftungen bot, keine große Überwindung, erschien also als kein beson-

deres Verdienst; dieses aber betraf im allgemeinen nur unwesentliche oder wenigstens für minder wichtig gehaltene Punkte der Hausordnung. Schwerere Übertretungen, wie etwa Trunkenheit oder nächtiges Ausbleiben, das freilich der Tertianer noch nicht riskierte, waren so selten, daß sie vorkommendenfalls im Schülerstaat stillschweigende Mißbilligung erfuhren und eine Spannung hervorriefen, ob wohl den Missetäter das gerechte Gericht ereilen werde.

Alles dies aber betraf doch nur das legale Verhalten. Gut und böse ist nach sittlichen Prinzipien zu beurteilen, und es wäre schlimm gewesen, wenn es unter den Zöglingen der Franckeschen Stiftungen nicht so etwas wie ein sittliches Bewußtsein gegeben hätte. Kramer und Adler ließen sich's eifrig angelegen sein, den Geist des Stifters in den Anstalten lebendig zu erhalten und die Gewissen zu schärfen. Trotz aller Verirrungen und Gesetzesübertretungen bestand doch ein reges Gefühl für das, was wirklich gemein war, und die Bezeichnung: „das ist gemein!“ war gang und gäbe. So lax die Moral im Punkte der Wahrhaftigkeit den Lehrern gegenüber bisweilen auch sein mochte, der Verkehr der Zöglinge unter einander bestand auf Treu und Glauben. „Sag: wahrhaftig!“ lautete die Forderung. Und wer „wahrhaftig“ gesagt hatte, galt gewissermaßen als meineidig und jedenfalls für einen gemeinen Kerl, wenn er nicht bei seinem gegebenen Wort stand. Diese Ehrlichkeit und Überzeugungstreue, verbunden mit dem Einsetzen ihrer ganzen Person haben als einen kostbaren Gewinn wohl die meisten von uns mit ins Leben hinausgetragen. An Verschiedenheiten, ja Gegensätzen des Naturells — ich will nicht sagen des Charakters; denn der sollte erst werden — fehlte es in dem mehrhundertköpfigen Schülerstaat nicht; was sie zügelte und beherrschte, war die Zwangsordnung des gemeinsamen Lebens, ja, aber doch auch das sittliche Urteil, dem unter Umständen die physische Gewalt Geltung verschaffte; denn es war keiner so stark, daß er nicht einen Stärkeren über sich gefunden hätte, und schließlich machte es die Menge. Streng waren auch die Anschauungen über Mein und Dein. Bereitwillig teilten wir aus unseren „Kümmelkisten“ einander mit, gern liehen wir einander Bücher, Schreibmaterialien, auch Geld, halfen uns unter Umständen gegenseitig sogar mit Wäsche aus, aber das Wiedergeben gehörte zum guten Ton und Unehrlichkeit wurde nicht gelitten. Ich erinnere mich des seltenen Falles, daß ein Pudel aus einem fremden Pult etwas entwendete; er wurde angezeigt und sofort geschäßt. Um auch den Punkt zu berühren, der Internaten immer vorgeworfen wird, — Dinge, wie sie der berühmte Barth aus Schulpforte im 18. Jahrhundert berichtet, wie sie in heutigen sexualpädagogischen Broschüren ans Licht gebracht werden, ereigneten sich nicht. Dafür war das Leben in unserer Anstalt zu spartanisch, der Ton zu kräftig, zu rau, um nicht zu sagen zu rüde. Weichliches Wesen wurde verspottet. Nun gibt es ja freilich auch unter den Knaben Naturen von mehr weiblicher Art, und ich erinnere mich eines Mitschülers — er war Jahre hindurch mein Klassennachbar —, der um seines mädchenhaften Äußeren willen von älteren Schülern umworben wurde, sich auch ganz

harmlos umwerben ließ und seine Freundschaften häufig wechselte. Ich kann nun nicht sagen, daß er dabei in die niedere Sphäre der Sinnlichkeit geriet, das war ja bei der Öffentlichkeit unseres ganzen Lebens nicht gut möglich; ich habe aber doch bei ihm Briefe gesehen — er zeigte sie mir, der ich ihn wegen seines Verhaltens oft rüffelte, ganz naiv mit den Worten: „Was ist denn dabei?“ —, die an schwärmerischen Liebeserklärungen nichts vermissen ließen. Daraus ziehe ich jetzt den Schluß, daß solche liebenswürdigen Knaben nicht in ein Internat gehören; sie bilden immerhin eine Gefahr.

Die Tertianerzeit war zugleich die der Vorbereitung auf die Konfirmation. Es ist eine weise Einrichtung der christlichen Kirche, daß sie die Pubertätsperiode so gewissermaßen mit Beschlag belegt und die Lehren der Religion als Stab und Stütze in besonders eindringlicher Form darbietet; es wird gewissermaßen Ballast in die Seele gegeben, so daß sie in dem wogenden Meere der Empfindungen und Gefühle flott bleibt. Man nennt das gewöhnlich Konfirmandenunterricht, aber es ist doch weniger Unterricht in Wissensdingen, als vielmehr Gewissensschärfung, sittliche Willensbildung, kurz recht eigentlich Seelsorge. Ihr Erfolg hängt von dem Verfahren des Geistlichen ab. Unser Anstaltsgeistlicher war der Religionslehrer der Latina Pfaffe, zugleich Inspektor der Waisenanstalt und zweiter Prediger an der Glauchaischen Kirche, zu deren Sprengel die Franckeschen Stiftungen gehören. Ich glaube, es wird niemand sein, der seiner nicht mit Hochachtung und Liebe gedächte. Er war von großer Güte und Treue, von männlichem Ernst, der sich mit Freundlichkeit verband, ein überzeugter Christ, aber doch kein Mucker und Eiferer. Ihm wehe zu tun, ihm unziemlich zu begegnen, dessen wäre nur ein ganz roher Gesell fähig gewesen. Ich erinnere mich nicht, daß er jemals Strafen verhängt hätte, die hätten unter Adlers Regierung auch ganz besonders schwer gewogen, da alles Religiöse für ihn als sakrosankt galt. Pfaffe strafte höchstens mit Worten, und dann war er schön in seinem Zorn und ehrfurchtgebietend, wenn ihm in der Erregung die Haarlocke über die Stirn fiel. Seine Lehrweise war vielleicht etwas zu akademisch, zu abstrakt und der Nutzenanwendung auf das tägliche Leben ermangelnd. So wäre deshalb wohl, weil über unsern Horizont hinausgreifend, der Konfirmandenunterricht ohne rechte innere Wirkung geblieben, wenn nicht die sittliche Persönlichkeit Pfaffes selbst ihren segensreichen Einfluß ausgeübt hätte und wenn nicht das ganze Leben in der Anstalt auf Religion abgestimmt gewesen wäre. Pfaffes religiöse Beeinflussung wäre vielleicht noch größer gewesen, wenn er Einzelseelsorge hätte treiben können, d. h. wenn in Halle eine ähnliche Einrichtung bestanden hätte wie in Niesky, wo der Hausgeistliche jeden Zögling mehrere Male jährlich unter vier Augen sprach. Solches war bei uns schon wegen der großen Zahl der Alumnen und Orphani über eines Mannes Kraft. Nur einmal fand eine solche Zwiesprache statt zum Abschluß des Konfirmationsunterrichts und zur Vorbereitung auf die erste Kommunion; wir nannten sie die Beichte. Viel Wert wohnte ihr nun wohl nicht bei, da sie sich

in Allgemeinheiten bewegte und beim Fehlen sonstiger persönlichen Berührungen mit dem Seelsorger schwerlich jemanden veranlaßte, sein Herz auszuschütten. So etwas muß freiwillig geschehen und im Anschluß an ein besonderes Erlebnis, wenn das Gemüt bedrückt ist. Im Schoße der Familie ist die Mutter die Beichtigerin, Beraterin und Trösterin; in Familienalumnaten mag der Hausmutter diese schöne Aufgabe zufallen; in großen geschlossenen Internaten bleibt allein der Geistliche als Seelenarzt übrig.

Die Konfirmation fand zweimal jährlich in der Glauchaischen Kirche statt. An sie schloß sich unmittelbar die gemeinsame Abendmahlsfeier für alle männlichen Erwachsenen der Stiftungen, Direktor und Inspektoren eingeschlossen. Ein unmittelbarer Zwang zur Teilnahme ward nicht ausgeübt; doch mußte jeder, der sich ausschließen wollte, auf der umlaufenden Liste den Grund eintragen und hatte dann zu gewärtigen, von Pfaffe zur Rücksprache bestellt zu werden. Ich begründete einmal mein Fernbleiben mit dem Mangel des schwarzen Rockes, nachdem ich aus meinem Konfirmationsanzug herausgewachsen war. Nun war's ja nicht so unrecht, daß Pfaffe mir sagte: „Der Herr sieht nicht auf den Rock, er sieht das Herz an“, aber er verkannte doch die Macht der öffentlichen Meinung. Denn obwohl ich noch in heller Gewandung an der vorbereitenden Andacht teilgenommen hatte, mußte ich mich doch unter den Stichelreden der Mitschüler entschließen, vom Altar wegzubleiben, und Pfaffe ist zartfühlend genug gewesen, darüber hinwegzusehen und mich nicht weiter zu befragen. Im übrigen ist mir die Bedeutung der Konfirmation erst später aufgegangen, als ich die Bachsche Kantate „Sie werden alle aus Saba kommen“ mitsang und die herrliche Tenor-Arie hörte: „Nimm mich dir zu eigen hin, nimm mein Herze zum Geschenke“.

Wie schon erwähnt, waren Kramer und Adler bestrebt, den Geist A. H. Franckes in den Stiftungen wieder lebendig zu machen. Das geschah nun nicht etwa im Sinne eines engherzigen Pietismus, nicht durch Bibelkränzchen und sonstige religiöse Exerzitien, sondern allein in der Zucht und Vermahnung zum HERRN und durch eigenes freudiges Bekennen zu dem Heile, das in Christo erschienen. Außer den von Adler eingeführten gemeinsamen Schulandachten vor Beginn der Unterrichtsstunden gab es noch eine Andacht zum Wochenschluß, die für die Zöglinge der Pensionsanstalt auf dem sog. kleinen Betsaale von Adler abwechselnd mit Pfaffe abgehalten wurde. Dieser kleine Betsaal befand sich im Dachgeschoß zwischen dem 3. und 4. Eingang, er enthielt die nötige Anzahl ziemlich eng gestellter lehnloser Bänke — für jede Stube eine —, ein Katheder und auf erhöhtem Podium ein Harmonium. Der Raum war beschränkt, niedrig, wurde mit Gasflammen erhellt, und so kann man sich denken, daß die Versammlung von ein paar hundert Menschen eine Temperatur schuf, die auch bei nur halbstündiger Dauer der Andacht deren geistige Wirkung sehr beeinträchtigte. Es kam noch dazu die späte Abendstunde (9 Uhr) und im Sommer der Umstand, daß von 4 bis 7 Uhr Ausgehezeit gewesen war, von welcher

mancher ermüdet zurückgekommen. Da saßen denn die Reihen geduckt hinter einander, kämpften mit dem Schlaf und physischen Beschwerden, und ich erinnere mich, daß einem der Zöglinge etwas Menschliches passierte. Der arme Kerl mußte die unglückliche Störung der Andacht schwer büßen; er wurde gescholten, und da die Tatsache im Abgangszeugnis vermerkt wurde, so ließ er sich eine Fälschung zuschulden kommen aus Scham wie aus törichter Sorge, daß ihm sonst die andere Schule — ich glaube, er wandte sich nach Eisleben — die Aufnahme versagen würde. Die Folge war Entdeckung und nunmehr völliges Scheitern der Schullaufbahn. So haben kleine Ursachen große Wirkungen. Gewiß war nach dem Vorkommnis sein Verbleiben unter uns unmöglich, aber um der schlimmen Folgen willen wäre ein freiwilliger Abgang besser gewesen. Indes wer kann in die Zukunft sehen?

Bezeichnend übrigens für Adlers Stellungnahme in religiösen Dingen war, daß die Inspektionslehrer, die unter uns wohnten, zur Teilnahme an dieser Wochenschlußandacht nicht verpflichtet wurden, ja nicht einmal zur Beteiligung am sonntäglichen Gottesdienst. Gleichwohl fanden sich die Herren dann und wann ein, und eben nur solche Freiwilligkeit hatte in Adlers Augen Wert. Der Sonntagsgottesdienst fand abwechselnd im großen Betsaal und in der Glauchaischen Kirche statt. Dort hielt ihn fast regelmäßig Pfaffe, bisweilen auch der theologische Inspektionslehrer der Orphanage ab. Ich erinnere mich eines, namens Klaproth als eines vorzüglichen Predigers, der auch in den Unterklassen der Latina ein bei den Schülern sehr beliebter Religionslehrer war. In der Glauchaischen Kirche predigte gewöhnlich Pastor Seiler, der den Ruf eines ausgezeichneten Kanzelredners genoß. Seinen formvollendeten und geistreichen Predigten lauschten auch die reiferen Schüler gern. So ist mir noch sein Zyklus von Ehestandspredigten in der Erinnerung und — um eine Einzelheit anzuführen — seine etymologisch zwar nicht richtige, aber doch recht sinnige Auslegung des Wortes Witwe = weites Weh, schweres Weh. Seiler war auch ein guter Sänger. Es bestand nämlich in der Glauchaischen Kirche der Gebrauch, wie ich ihn heute noch z. B. in den Dresdener Kirchen finde, daß auch der Geistliche seinen Part im liturgischen Responsorium sang. Seiler hatte eine sehr angenehme Tenorstimme, dagegen erklang der Gesang unseres guten Pfaffe, wenn er in Vertretung Seilers zu amtieren hatte, gar übel.kehrten wir dann nach der Kirche ins Waisenhaus zurück und trafen da seinen ältesten Sohn, so wurde der wohl angerufen: „Du, Hans, komm' mal her! Ich will Dir' mal was sagen!“ Die Antwort war dann: „Ja, ja, ich weiß schon: mein Vater hat heute wieder gesungen!“ Ausgezeichnet war auch der Organist der Glauchaischen Kirche, und gern verzögerten wir den Ausgang etwas, um von seinem Postludium möglichst viel genießen zu können. Unangenehm empfunden wurde nur die Kälte in der ungeheizten Glauchaischen Kirche. Da der Gottesdienst fast zwei Stunden währte, so froren wir vollständig durch. Denn warmes Unterzeug, Überschuhe und Überröcke kannte die damalige Jugend noch nicht. Einzelne unter

uns besaßen ein Plaid und konnten sich darin einhüllen. Aber vor kalten Füßen konnte sich keiner schützen, und da fingen denn bisweilen die Füße an sich zu bewegen und die Empore, auf denen wir saßen, immer stärker an zu dröhnen, so daß sich Adler, in seinen Pelz gehüllt, erhob und mißbilligend um sich blickte. Einen Kirchenchor besaß die Gemeinde nicht. Aber in den Stiftungen hatten wir einen, gebildet von den Schülern der ersten Singabteilung. Ihn leitete ein musikverständiger Primaner, der als „cantor“ Freistelle genoß. Wir sangen nicht bloß die Liturgie, sondern auch fast regelmäßig eine Motette, die ungern vermißt wurde. Außer dem Kantor fungierte als zweiter Musikbeamter der Organist, dessen Leistungen freilich nicht immer hervorragten, weil keinerlei Anleitung zum Orgelspiel gegeben wurde. Man mußte fürlieb nehmen mit dem, der sich dazu meldete und einen Choral leidlich zuwege brachte. Übrigens war jener Kantor auch der Vorsänger im Speisesaal. Beide Mahlzeiten nämlich wurden, wie sich's gehört, mit Gebet begonnen und mit Gebet und Gesang geschlossen. Das Gebet sprach von einer Kanzel herab ein Primaner-Orphanus, und wenn sein Dank die Bitte enthielt: „Er woll' hinfort uns mehr bescheren!“ — so wurde das „mehr“ von uns allen im stillen unterstrichen.

Soviel von der religiösen Beeinflussung der Zöglinge durch Einrichtungen. Es war nicht allzuviel, wie man erkennt. Die stärksten Antriebe mußten entspringen aus dem Religionsunterrichte der Schule, von dem noch die Rede sein wird, und von dem das ganze Haus beherrschenden Geiste. Es ist mir heute nicht zweifelhaft, daß dieser unbewußt und still seinen Einfluß ausgeübt hat, trotz mancher bedauerlichen Entgleisungen einzelner: ohne aufdringliche Frömmigkeit war, wenn ich so sagen darf, die Atmosphäre unseres Lebens durchaus religiös.

Hierdurch aber wurde auch die Zucht, in der wir gehalten wurden, erträglich: wir ahnten oder erkannten das höhere Ziel der Erziehung und sahen die Notwendigkeit strenger Disziplin ein. Die Hausordnung regelte unser Tagewerk nach dem Glockenschlag und schuf eine Gewohnheit der Zeitbenützung, die fürs ganze spätere Leben von Segen wurde. Wir hatten sozusagen die Uhr im Kopfe, und noch heute vermag ich, wenn es darauf ankommt, die Tageszeit ziemlich genau zu bestimmen und die stehengebliebene Uhr auf die Viertelstunde richtig einzustellen.

Die Disziplin war, wie gesagt, streng, ohne daß eine große Mannigfaltigkeit der Strafen bestanden hätte. Leichtere Verstöße gegen die Hausordnung, ein Tadel im Klassenbuch zogen das Gestrichenwerden von der Sonntags-Ausgehliste nach sich; schwerere Gesetzesübertretungen mußten im Karzer abgebüßt werden, und was dann folgte, war der Abgang: „geschwenkt“, „geschafft“. Nachsitzen in der Schule, sog. Klassenarrest gab's nicht. Die Schulstrafen waren: Tadel im Klassenbuch, Strafarbeiten, Karzer. Unser „Chef“ sah jede Woche die Klassenbücher durch, und als Regel galt: wer dreimal in der Woche eingeschrieben war, bekam Karzer; wer aber dreimal im Semester Karzer verdiente, erhielt den Laufpaß. Auf Täuschungsversuche stand ohne

weiteres Karzerstrafe, und es bedurfte besonderer Fürsprache, wenn einer davon loskommen sollte. Ich erinnere mich eines eigenen Erlebnisses. Es war in Untertertia nach den Pfingstferien, da repetierte der Lehrer des Griechischen „Schnurz“-Verba, d. h. die Verba anomala unseres Professors Weiske. Während ein anderer Schüler examiniert wurde, sah ich einmal hinter dem Rücken des Vormanns im Buche nach. Der Lehrer bemerkte das und schrieb ins Klassenbuch „X. versuchte zu täuschen“. Die Folgen wußte ich und erwartete sie. Da aber geschah das Seltene, daß ich mit einer Strafarbeit davon kam. Mein Ordinarius und Inspektionslehrer Dr. Voß hatte mich losgesprochen. Freilich sechs Cäsarkapitel schriftlich machen kostete mehr Freiheit als 1—2 Stunden Karzer; aber ich entging doch dem Makel. Im übrigen war es das einzige Mal in meinem Schülerleben, daß ich dieser Gefahr nahe gewesen. Ich muß dabei anmerken, daß die Karzerstrafe während meiner Alumnuszeit von Jahr zu Jahr seltener verhängt wurde, nicht weil die Disziplin laxer, sondern weil sie besser wurde. Schüler der Unterklassen kriegten selten „Loch“, im allgemeinen nur bei groben Täuschungsversuchen oder wenn sie beim „Puschen“ gefaßt wurden. Puschen (= paschen?) hieß in der Schülersprache, wie schon erwähnt, das unerlaubte In-die-Stadt-laufen. In den Oberklassen trat der Straffall meist ein für Wirtshausbesuch und Rauchen auf der Straße. Es gab zwei Karzer: das sog. kleine hoch oben im 3. Eingang war eine Dunkelkammer, für die jüngeren Schüler zu nicht mehr als einstündigem Aufenthalt bestimmt; das große Karzer befand sich im Hinterhofgebäude und nahm den Sträfling bis zu höchstens 6 Stunden gefangen. Es soll, wie akademische Karzer, mit allerlei interessanten Malereien und Inschriften bedeckt gewesen sein. War einmal ein Senior — es kam nicht allzu oft vor — zu Karzerstrafe verurteilt, so gestaltete sich der Antritt zu einem kleinen Aufzug, dem man aus allen Fenstern des Hinterhofs mit Vergnügen zusah. Der Sträfling mußte doch seine Würde wahren — und dies geschieht in fatalen Lagen am besten mit ernsthaftem Humor oder humoristischem Ernst. Demnach begann die Prozession an der Hintertür des 3. Eingangs. Voranschritt der Bédux mit Schlüsselbund und Eimer, es folgte der verurteilte Senior erhabenen Ganges und mit leeren Händen; ihm trugen dann zwei bis drei Pudel teils die Gegenstände der Bequemlichkeit, nämlich Schlafrock und Sitzkissen (dieses hatte übrigens im Schülerjargon einen hier nicht wiederzugebenden Namen), teils die Werkzeuge des Zeitvertreibes, nämlich Schreibzeug und Lexika, sowie Pfeife und Tabaksbeutel nach. So ging der Zug den Hinterhof entlang bis zur Pforte der Gerechtigkeit. Die Rückkehr gestaltete sich weniger feierlich, nachdem der Bestrafte die Wirkung einer sechsstündigen Haft bei angestrenzter Arbeit empfunden hatte.

Dem kundigen Leser wird hier, wo ich von der Disziplin handle, die Frage auf die Lippen treten: wie stand es denn mit „Schülerverbindungen“? Darüber kann ich nun aus eigener Erfahrung nur wenig mitteilen. Wie schon erwähnt wurde, gab es auf der Bude einen sog. „Schachklub“, dessen Mitglieder,

Sekundaner und Primaner im Cötus als „Schächer“ bekannt waren. Ich glaube, daß dieser Verein ursprünglich genehmigt gewesen ist. Als ich nach Sekunda gestiegen war, erhielt ich eines Tages ein Schreiben seines Präses, in welchem ich zum Beitritt aufgefordert wurde; ich war also „gekeilt“. Dieser Primaner-Präses, ein ausgezeichneter Musiker, der z. Z. die Kantoren-Freistelle innehatte, war mir sehr sympathisch, und ich hatte der Sache um so weniger ein Arg, als man sich in mir den Primus der Untersekunda aussuchte. Also trat ich ein, es war zu Weihnachten; aber meine Erfahrungen waren derart, daß ich schon nach einem Vierteljahre wieder ausschied. Von Schachspiel nämlich war zunächst gar keine Rede mehr. Wir kamen — etwa 10 Mann stark — Samstag Abend nach 10 Uhr auf der Bude des Präses zusammen. Was da getrieben wurde, weiß ich kaum zu sagen. Geraucht — natürlich; ich erinnere mich auch, damals zuerst von „Bierzeitung“ gehört zu haben, ohne die Bedeutung zu erfassen, habe auch einmal einen ernst gemeinten dichterischen Beitrag gespendet. Daß die „Schächer“ zusammengingen, auf Ausflügen auch einmal ein Wirtshaus besuchten, erschien als selbstverständlich. Von etwaigen Geheimnissen des Schachklubs hatte ich als Fuchs keine Ahnung. Aber die Augen sollten mir aufgehen. Gegen Ende des Semesters nämlich hieß es eines Sonntags: heute ist von 3 bis 5 Uhr — das war unsere Ausgehzeit — Kommerz und Fuchstafe in der „grünen Tanne“. Was fand ich ahnungsloser Jüngling da? Im oberen Saale eine obligate Kneiptafel hergerichtet, auch sog. „Alte Herren“ zugegen, und das Präsidium führte in studentischem Wuchs kein anderer als der vor zwei Jahren „geschwenkte“ K., den ich als den letzten energischen Bekenner des Pennalismus schon gekennzeichnet habe. Ich traute meinen Augen nicht und wartete der Wunderdinge, die sich weiter ereignen sollten. Es wurde also nach allen Regeln der Kunst kommersiert, sogar das Bierspiel: „Der Graf von Luxemburg“ gemimt. Ich nahm mich zusammen, das Bier mundete mir nicht. Als dann aber zum Schluß der Fuchsenritt exerziert und die Biertaufe vollzogen wurde, da hatte ich genug und faßte im Stillen sogleich den Entschluß, wieder „auszutreten“. Wie denn am Tage danach geschah, so daß ich also von der Burschenherrlichkeit der „Schächer“ nichts genossen habe. Es war mein Glück; denn bald sollte die ganze Herrlichkeit in Scherben liegen. In unseren Schulgesetzen hieß ein Paragraph: „Das Tragen studentischer Abzeichen ist verboten“. Demnach litt unser Direktor auch nicht einmal farbige Klassenmützen, selbst Stulpenstiefeln waren auch bei den Kleinsten nicht gelitten. Meines Wissens besaß denn auch der Schachklub keine Farben, aber nichts destoweniger mußte er als geheime Verbindung gelten und gab auch wohl ein Rekrutierungsgebiet ab für irgendeine studentische Verbindung.

Noch geheimer als die „Schächer“ betaten sich die „Raucher“, wie sie unter uns hießen. Unter welcher Etikette dieser Rauchklub *κατ' ἐξοχίην* ehemals genehmigt worden war, ist mir unbekannt geblieben; ich glaube, es sollte so etwas wie ein literarisches Kränzchen sein. Diese „Raucher“ galten im

Cötus selber als eine wüste Blase, und die vorkommenden schwereren Bestrafungen ergingen zumeist wohl gegen ihre Mitglieder. Ihre Verbindung umfaßte auch Stadtschüler und ich vermute, daß sie irgendwo in der Stadt als sog. „Amicisten“ ihr Verbindungslokal hatten. Zu ihrer Entdeckung mußte ich zufälligerweise beitragen. Es war in den Weihnachtsferien 1872 oder 73. Wie gewöhnlich blieben da einige Schüler in der Anstalt zurück und wurden dann während der Ferien auf einer oder zwei Stuben zusammengelegt. Ich war Subsenior. Eines Abends erklärte uns der Senior, daß wir nach 7 Uhr die Stube zu räumen hätten, weil er Gesellschaft empfinde — aus der Stadt nämlich und sie ein Fäßchen auflegen wollten. Ich protestierte dagegen und drohte mit Anzeige. Als das nichts fruchtete und die Kumpane der Amicitia doch anrückten, holte ich den Inspektionslehrer. Daraus ergab sich dann eine Untersuchung, über deren Ergebnis nichts weiter bekannt wurde, als daß einige „geschwenkt“ wurden. Einer von denen begegnete mir später als Korpsstudent wieder, ließ mich aber, obwohl er ein Raufbold erster Größe geworden, in Ruhe. Er hat's auch noch bis zum Pfarrer gebracht, ist dann aber wegen sittlicher Verfehlungen nach Amerika verduftet.

Auch die Schächer erreichte ihr Geschick. Adler berichtet darüber im Programm der Lateinischen Hauptschule (1872/73) folgendes: „Was nun das innere Leben der Schule während dieses (Winter-)Semesters betrifft, so schließt der Kundige schon aus der Bemerkung in der Statistik, daß wir im Laufe desselben 9 Schüler zu entfernen, einen sogar öffentlich zu relegieren genötigt waren, auf viele schmerzliche und bittere Erfahrungen und äußere, wie innere Störungen. Die Wurzel der Vergehungen, welche zu jenen Strafen führten, war in der Mehrzahl der Fälle eine Sucht nach Genüssen, die über diese Altersstufe hinausliegen. Diese Sucht läßt Bierstuben und öffentliche Orte aufsuchen. Da bilden sich dann leicht Kameradschaften, die das Band ihrer Einigung nur in der Gemeinschaft verbotenen Genusses haben, und die ein verstecktes, widerspenstiges, Sinn und Gedanken gefangennehmendes, der Lernaufgabe entfremdendes Wesen und Treiben in ihrem Gefolge führen. Leider wird dies hin und wieder von den Angehörigen, zwar unabsichtlich, doch dadurch gefördert, daß sie den jungen Leuten heimlich und über Gebühr die Mittel in die Hand geben, um solchen Gelüsten zu frönen. Ist aber die Lust erst einmal groß gezogen, dann weiß sie sich die Mittel auch auf unerlaubtem Wege zu beschaffen. Wir müssen darum die Eltern unserer Schüler dringend bitten, auch in diesem Punkte der Disziplin der Schule zu Hilfe zu kommen“.

Adler betrachtete also die Genußsucht als die Ursache solcher heimlichen Kameradschaften. Nun war aber zu damaliger Zeit das sog. Lagerbier in Norddeutschland erst Mode geworden und in Halle noch so schlecht, daß der Genuß desselben für junge Leute kaum viel Verlockendes haben konnte. Die neuere Pädagogik urteilt auch anders; sie sieht in den Schülervereinigungen eine Befriedigung der mit der Entwicklungsperiode einsetzenden sozialen Instinkte

und sucht sie heute zu unterstützen und in die rechten Bahnen zu leiten. Weil man in jener Zeit dies psychologische Moment verkannte, so kümmerte man sich nicht um derartige Assoziierungen und die Folge davon war dann das Nachhaken studentischen Komments, in welchem das gemeinschaftliche Saufen allerdings zum Bande der Einigung wird. So lange also nicht die Trinksitten auf der Universität geändert werden und so lange ein Direktor selbst noch allabendlich im Kasino seinen Schoppen schwenkt, werden Schülervereine immer wieder zu Kneipverbindungen ausarten. Ist es nicht seltsam, der Jugend Enthaltsamkeit, Mäßigkeit und Selbstbeherrschung anzusinnen, ohne daß ihre Führer diese Tugenden verleben? Wo bleibt die Pädagogik, die Moral, wenn die Schüler auf die wohlgemeinten Belehrungen über die schädlichen Wirkungen des Alkohols in ihrem Innern antworten: „Ach was! Unsinn! Die Kessels s...en ja auch!“

Mit den »Rauchern« wurden gleichzeitig die »Schächer« aufgehoben; des Anlasses kann ich mich nicht mehr erinnern. Aber Adler hatte es nun erreicht, daß das Haus rein geworden war. Wer von den Zöglingen jetzt noch Lust zur Vereinsmeierei empfand, durfte der »Loreley« beitreten, einem von sangesfreudigen Schülern der Oberklassen gebildeten Männerchor.

Den Tertianern, obwohl sie sich schon der Sie-Anrede erfreuten (nämlich nicht bloß von seiten der Lehrer, sondern auch von den Schülern der unteren und oberen Klassen), stand zur Erholung immer noch bloß der sog. Feldgarten offen. Hier herrschte nun besonders an den Sommerabenden reges Leben. Unter den schattigen Kastanien standen die festen Turngeräte, die beweglichen Turngeräte wurden aus einem verschließbaren Schuppen vom ersten Vorturner ausgegeben. Zum Kürturnen, das dann anhub, fanden sich auch Sekundaner und Primaner ein, die sonst im sog. Waisengarten lustwandelten, auch Studenten aus der Stadt, die eine Zeitlang noch die alte Anhänglichkeit betätigten, und bisweilen sogar etwas zuschauendes Laienvolk. Denn es gab da wirklich was zu sehen. Die Turnkunst blühte bei uns, und es wurden am Pferd, am Reck, im Hochsprung Leistungen gezeigt, wie ich sie später in Berliner Variététheatern von Akrobaten nicht besser habe ausführen sehen. Ein Hauptvergnügen bereiteten die wandelnden Pyramiden: es stellten sich eine Anzahl der stärksten Schüler im Kreise eng zusammen und hielten in ihren Händen lange Stangen empor; auf ihre Schultern kletterte eine zweite Reihe weniger schwerer Knaben, die ihrerseits eine dritte Schicht leichter Pudels auf sich nahm; alles hielt an den Stangen fest, die sich zu einer Spitze zusammenneigten. So bewegte sich die Menschenpyramide auf dem Rasen, bis sie unter vielem Hallo in sich zusammenstürzte.

Gespielt wurde Schlagball und Wurfball. Der Wurfball bestand aus festem Rindsleder und war mit Seegrass gestopft. Er hatte keine Handhabe, sondern wurde aus flacher Hand geworfen, nachdem er mit dem Daumenballen etwas eingebault war. Dazu gehörte ziemliche Geschicklichkeit und Armkraft. Es standen sich zwei Parteien gegenüber, deren Vorkämpfer den Ball in weitem

Bogen zu werfen hatten, während die Aufgabe der Mitkämpfer darin bestand, den Ball zu parieren und zugleich mit Gegenstoß zurückzuwerfen. Das Spiel trieb sich quer über den Feldgarten und fand sein Ende, wenn der Besiegte an die Grenzmauer gedrängt war. Zum Schlagball gehörte ein kleiner fester Gummiball und die Ballkeulen. Beides hielten sich die Alumnen aus eigenen Mitteln. Die Ballkeule, einen etwa $\frac{3}{4}m$ langen runden Knüttel, lieferte der »Bauvogt« (d. h. der Aufseher des in den Stiftungen befindlichen Bauhofes) um ein Billiges.

Zur Winterszeit ruhten natürlich diese Belustigungen. Aber da schauten wir aus nach Schnee und Frost, und wenn das Glück gut war, so gab's im Feldgarten eine »Rodelbahn«. Freilich nicht mit Schlitten irgendwelcher Art; denn für die hatten wir keinen Raum in der Herberge. Sondern anders. An einer Stelle stieg nämlich das Terrain des Feldgartens etwas steil an. Diese Stelle wurde besonders zugerichtet zu einer abschüssigen Bahn. Wir ließen es uns nicht verdrießen, am Abend Wasser hinzutragen (im Feldgarten stand eine Pumpe), damit über Nacht sich Wasser und Schnee zu glatter Eisfläche gestalteten. War das gelungen, so fanden sich die Liebhaber dieses Sports ein und bildeten »Kette« oben auf der Anhöhe, d. h. an einen stämmigen Führer hingen sich in der Hocke soundsoviel Jungens und sausten auf ihren Stiefelsohlen den Abhang hinab.

Zum Schlittschuhlaufen war in den Stiftungen selbst keine Gelegenheit. Diesem Sport ward damals überhaupt noch nicht in dem Maße gehuldigt wie heute, weil die deutsche Schlittschuhfabrikation nur unerfreuliche Ware lieferte. Es waren Fahrzeuge mit Holzplatte, die durch Lederriemen am Schuh befestigt wurden und infolge der argen Schnürung den Fuß fast zum Absterben brachten. Die heutige Jugend hat's darin besser. Zu unserer Zeit kamen die ersten Schraubenschlittschuhe aus Amerika, sog. »Halifax«, auf den Markt, aber zu einem Preise, der den meisten von uns unerschwinglich war. Da nun die Hallische Schlittschuhbahn auf den Saalewiesen unterhalb der Stadt lag, d. h. vom Waisenhaus aus gerade auf der entgegengesetzten Seite, so war der Weg weit, und es blieb denen, die sich dem Eislauf hingeben wollten, von den zwei Sonntagsausgehstunden zwischen 3 und 5 Uhr wenig Zeit für dies Vergnügen übrig. Selten geschah es, daß an einem Wochennachmittage zum Schlittschuhlaufen frei gegeben wurde. Die meisten von uns verzichteten also, und ich entsinne mich keines Meisters dieser edlen Kunst wenigstens unter den Budenschülern.

Anders stand es mit dem Schwimmen. Wir wurden wöchentlich zweimal baden »geführt«. Zwei von den oberhalb der Stadt gelegenen Badeanstalten waren in diesen Stunden von 4 bis 7 Uhr für uns reserviert. Die »Führung« dahin gestaltete sich allerdings ähnlich wie bei den gemeinschaftlichen Spaziergängen auf der Magdeburger Chaussee. Es ging zu einer engen Tür des Feldgartens hinaus. Die Pudel, die das Badezeug der Senioren und Subsenioren

mitnahmen, drängten sich wie eine Hammelherde hindurch, und dann ging's im Trabe um die Vorstadt Glaucha herum. Die zuerst ankamen, belegten die besten Plätze, und wenn die führenden Inspektionslehrer endlich anlangten, waren die Scharen schon im Wasser. Die Besitzer der Badeanstalt und ihre Gehilfen erteilten Schwimmunterricht: ich höre noch ihr »Hei — — juphei!«, womit sie die Bewegungen der an der Angel Hangenden dirigierte. Die Mehrzahl der Alumnen lernte indes das Schwimmen ohne Lehrer. Selten fand sich ein Wasserscheuer, und ihm wurde dann von seinen Kameraden arg mitgespielt: ins Wasser mußte er hinein, da half kein Sträuben. So erzieht sich die Jugend in Internaten mit Härte zur Härte.

Im Winter mußten wir leider des Bades entbehren. Die Franckeschen Stiftungen ermangelten jeder Einrichtung dazu. Indes weil auf jeder Stube darauf gehalten wurde, daß man sich des Morgens »herunterzog«, d. h. den Oberkörper entblößte und namentlich die Brust wusch, da zudem auch von den Frauen im 2. und 6. Eingange ein warmes Fußbad zu Abend bezogen werden konnte, so geschah den hygienischen Bedürfnissen immerhin Genüge, und die oft eiskalten Waschungen, die unwillkürlich zu Atemübungen führten, beförderten die Abhärtung und waren der Gesundheit zuträglich.

In der Tat war der Gesundheitszustand in den Stiftungen im allgemeinen recht gut. Das Krankenhaus beherbergte zwar regelmäßig einige Gäste, doch litten die immer nur an leichteren Störungen der Gesundheit, bisweilen auch bloß an der bekannten Faulkrankheit, die gar schnell mit Wassersüppchen geheilt wurde. Um so überraschender und erschreckender war der Ausbruch einer Typhusepidemie im Sommer 1871. Die gleichzeitig in der Stadt grassierenden Pocken hatten in unserer Anstalt nur wenig Krankheitsfälle verursacht, und ich glaube heute, daß es sogar besser gewesen wäre, wenn sich der Anstaltsarzt Dr. Hertzberg die eifertige Durchimpfung des gesamten Zötus geschenkt hätte. Wer weiß, mit welchem Lymphmaterial das geschehen ist, und wahrscheinlich hat auch Impfung von Arm zu Arm stattgefunden. Kurzum, gegen 150 Pensionsschüler und Orphani erkrankten am Typhus, und mehr als ein Dutzend erlagen der Seuche, darunter auch mein Bruder.

Was war die Ursache dieses großen Unglücks? Die Ärzte haben dem Trinkwasser die Schuld gegeben. Mit dem stand es so. Das Waisenhaus hatte seit jeher eine eigene Wasserversorgung, ich weiß nicht, aus welcher Quelle es durch Holzpumpen zugeleitet wurde. Dies floß aus einem Laufbrunnen des Vorderhofs, von dem, wie erzählt, die Kustoden den Bedarf decken mußten. Das Wasser schmeckte gewöhnlich vortrefflich, war immer schön frisch; hin und wieder aber hatte es einen kümmelartigen Geschmack und konnte nicht genossen werden. Da gab es dann leider nur schlechten Ersatz. Es stand auf dem Vorderhofe noch eine Holzpumpe, vielleicht nach feuerpolizeilicher Vorschrift. Diese wurde in der Regel nicht benutzt; geschah es aber jenes Kümmels wegen z. B., so lieferte sie ein Wasser von Modergeruch, das auch nu:

mit Widerwillen genossen werden konnte. Ob nun jenes Wasser oder dieses die Ursache der Typhusepidemie geworden ist, wird wohl ewig unaufgeklärt bleiben.

Indem nun aber dem Wasser der Franckeschen Stiftungen die Schuld gegeben wurde, ergab sich als Folge, daß wir nach den Ferien in allen unsern Kammern neue Waschtische mit städtischer Wasserleitung vorfanden, zur großen Freude der Kleinen, die das Wasserschleppen bisher besorgt hatten. Die Lasenzeit war vorüber.

III. Autonomie der Jugend in der Freien Schulgemeinde Wickersdorf.

Von Dr. Bernhard Hell.

Wer Wickersdorf nur als die Konstruktion kennt, welche er sich auf Grund von ein paar gehörten Schlagworten macht, wird nicht leicht ein richtiges Bild davon haben. Unter »frei« versteht er gesetzlos, als ob alles dort ins Belieben des Schülers gesetzt wäre und absolute Willkür herrsche. Wenn der Begriff »Schule« stark betont wird und ihre Ideen philosophisch begründet werden, so schließt er auf einen ganz rationalistischen Verstandesbetrieb. Hat er gehört, daß der Kunst dieselbe Stellung eingeräumt wird wie der Wissenschaft, so faßt er das so auf, als ob man ein Geschlecht weltfremder Ästheten heranzüchten wolle. Wenn er erfährt, daß nicht alle konventionellen Wertungen ungeprüft durchgelassen werden, so macht er daraus, daß eine hochmütige Kritik getrieben werde und überhaupt nichts Anerkennung finde.

So stehen die verschiedensten, sich oft genug widersprechenden Urteile über Wickersdorf nebeneinander, und es sei mir gestattet, an Hand eines Beispiels, sowohl durch die theoretische Begründung wie durch die Darstellung der praktischen Ausführung, zu zeigen, wie es eigentlich dort aussieht oder wie es wenigstens gemeint ist. Und zwar soll das umstrittene Problem der Selbstverwaltung der Schüler erörtert werden, das aufs engste zusammenhängt mit der Idee der Freien Schulgemeinde.

Der Ausgangspunkt unserer ganzen Bewegung ist der Gedanke, daß schon die Jugend Anspruch auf ein sinnvolles Leben hat, und daß der Sinn des Lebens besteht in der Arbeit an absoluten Werten, an der Kultur. Es kann nicht gefordert werden, daß nun jeder unmittelbar an diesen Werten arbeite, wohl aber, daß seine Arbeit in einem positiven Zusammenhange damit steht. Steht die Arbeit, die von einer sozialen Organisation geleistet wird, in einem solchen Zusammenhange, so muß auch jede Arbeit, die für das Bestehen und die weitere Entwicklung dieser Organisation geleistet wird, wertvoll sein und jeder, der daran teilnimmt, führt ein Leben, das bedeutsam geworden ist. Durch diese Arbeit hat er sich auch eine Heimat geschaffen, an der er hängt und wo er sich wirklich zu Hause fühlt. Das Leben, das er führt, wird nicht immer bequem sein, wohl aber so, wie es des Menschen würdig ist.